

März 2019

Jesuiten

An den Rand gehen



Die Bilder dieser Ausgabe der JESUITEN berichten von einem Projekt in Wien, das im Rahmen von Jesuit Refugee Service (JRS) von P. Martin Rauch SJ initiiert wurde und jetzt von ihm geleitet wird.

Unter dem Motto „locugee: awakening potentials“ wird dort versucht, geflüchtete Menschen zu unterstützen. Das Kunstwort „locugee“ setzt sich zusammen aus „local“ und „refugee“. In der Begegnung von locals und refugees liegt ein großes Potential. Es geht darum, dieses Potential zu nützen. Wo dies gelingt, entsteht eine „win-win“ Situation für alle Beteiligten. Einheimische und Flüchtlinge profitieren.

Locugee erstreckt sich auf drei Bereiche:

- Hilfe beim Wiederaufbau in Syrien,
- Hilfe bei der Integration,
- Hilfe bei Notfällen.

Ein Schwerpunkt bei der Hilfe zur Integration sind die drei locugee-Wohnprojekte in Wien mit insgesamt 28 Bewohnerinnen und Bewohnern.

IMPRESSUM

»Jesuiten«, Mitteilungen der österreichischen Jesuiten 1/2019, Jg. 93

Medieninhaber und Herausgeber: Österreichische Ordensprovinz
der Gesellschaft Jesu, Dr.-Ignaz-Seipel-Platz 1, 1010 Wien,
P. Bernhard Bürgler SJ (Provinzial)

Schriftleiter: P. Klaus Schweiggel SJ

Redaktion: Maximilian Heine-Geldern SJ, Franziska Fleischer

Redaktionsadresse: Dr.-Ignaz-Seipel-Platz 1, 1010 Wien

Kontoverbindung: Provinzprokurator der Gesellschaft Jesu

Erste Bank

BIC: GIBAAWWXXX, IBAN: AT81 2011 1800 8030 8300

Fotos: 1, 5, 6, 11, 13, 14, 16, 17 Martin Rauch SJ, 9 Nour Eddin, 12
Wolfgang Dolzer SJ, 23 Tyrolia-Verlag, 24 Jesuitenmission, 25, 26
Entreculturas, alle anderen Redaktionsarchiv

Herstellung: LDD Communication GmbH, www.ldd.at

Offenlegung: »Jesuiten« dient der Kommunikation der Österreichischen
Provinz der Gesellschaft Jesu mit ihren Freundinnen und Freunden
Informationspflicht gegenüber Interessenten (EU-DSGVO Art. 12-14)
bezüglich Datenschutz siehe: www.jesuiten.at/datenschutz

EDITORIAL

Liebe Freunde, liebe Leserinnen und Leser!

An den Rand gehen ist eine Aufforderung. Kirche vom Rand zur Mitte hin zu verstehen und als Gemeinde Christi danach zu handeln ist eine Herausforderung. Zu beidem ermutigt uns Papst Franziskus unermüdlich. Und beides gehört für uns ChristInnen zusammen, bedingt sich wechselseitig. An den Rand gehen heißt dabei nicht zuletzt, die Grenze der eigenen Lebenswelt zu überschreiten, um in andere Lebenswelten einzutreten und die dort lebenden Menschen kennen, verstehen und lieben zu lernen. Die Tradition unseres Ordens kennt dafür Lernorte und Zeiten, „Experimente“ und „Nebenexperimente“. Es sind Praktika – so könnte man übersetzen – während der Zeit der Ausbildung, aber auch später Tätigkeiten neben der Hauptaufgabe, die einem Jesuiten anvertraut ist. Beide dienen nicht primär der Erweiterung fachlicher Kompetenzen. Denn Ignatius geht es nicht primär um eine soziale Erfahrung, sondern um eine affektive. Es geht um Herzensbildung. Ihr Ziel ist in einer an Jesus gerichtete Gebetsbitte auf den Punkt gebracht: „Bilde unser Herz nach deinem Herzen!“ Vier Mitbrüder berichten in diesem Heft von ihren Erfahrungen an unterschiedlichen Rändern des Lebens und der Gesellschaft. Sie erzählen von Begegnungen mit Menschen in unterschiedlichsten Lebenssituationen. Und sie sprechen sehr persönlich davon, wie sich durch diese Begegnungen ihre Sicht auf das eigene Leben verändert hat und wie sie dabei oftmals zu Beschenkten wurden.



Franziska Fleischer

Maximilian Heine-Geldern SJ

P. Klaus M. Schweiggl SJ (Schriftleiter)



Gerald Baumgartner SJ

studiert derzeit Philosophie an der Hochschule für Philosophie in München.

WIDER EINE UNGESUNDE NABELSCHAU

Zur Praxis der „Nebenexperimente“ bei den Jesuiten

Wer ist denn das? Ein Neuer? – Nein, ich hab gehört, das ist ein Pfarrer oder sowas. – Komisch, so schaut der gar nicht aus... Ungefähr so wurde ich fast jeden Samstagnachmittag begrüßt. Das war in einem großen Hof, umringt von einer meterhohen Mauer und inmitten von 20 bis 40 Jugendlichen, die mich jedes Mal wieder anfangs argwöhnisch beäugten. Der Hof gehörte zur Jugendarrestanstalt Nürnberg, die ich im Rahmen des ersten Abschnitts meiner Ordensausbildung über ein Jahr hinweg wöchentlich besuchte.

Dieser erste Abschnitt im Ordensleben eines Jesuiten heißt Noviziat und ist geprägt von einer klar gegliederten Tagesstruktur, viel Stille und Zurückgezogenheit. Damit ein solches Programm aber nicht zu einer ungesunden Nabelschau wird, gibt es für jeden Novizen ein „Nebenexperiment“. Dabei handelt es sich um ein wöchentliches Kurzpraktikum, innerhalb dessen man Zeit mit Menschen in schwierigen

oder besonderen Lebenssituationen verbringt. Diese Praktika sind auch noch nach dem Noviziat während der verschiedenen Studien vorgesehen, damit wir nicht irgendwann unseren privilegierten Elfenbeinturm als einzig bedeutende Realität missverstehen. Viele Jesuiten behalten diese Praxis der Nebenexperimente

Ich musste einige strikte Moralvorstellungen aufgeben, um den Menschen hinter dem Arrestanten besser sehen zu können.

auch noch weit über die offizielle Ausbildung hinaus bei. Über zwei meiner bisherigen Praktika

möchte ich hier schreiben.

Das Nebenexperiment während meines zweiten Noviziatsjahres sollte ich im Jugendarrest verbringen. Bis zu vier Wochen befinden sich dort Jugendliche, die zwar eine Straftat begangen haben, für die eine echte Jugendstrafe aber noch zu hart wäre. Die Bandbreite an Straftaten, die mir dort begegneten, reichte vom Schulschwänzer bis zum 17-jährigen, heroinsüchtigen Mädchen, das de facto am Hauptbahnhof lebte und sich ihre Sucht mit Prostitution finanzierte. Also zurück zum Innenhof von vorher: Hier startete üblicherweise



mein Besuch in der Arrestanstalt. Eine Stunde pro Tag haben die Arrestanten die Möglichkeit, Zeit an der frischen Luft zu verbringen, sich zu bewegen und dort die meisten anderen Jugendlichen der Anstalt zu treffen. Als „einer von draußen“ und noch dazu sowas wie ein Pfarrer (was ein Novize ist, konnte man schwer vermitteln – das Konzept war ihnen einfach zu krass) war ich zwar irgendwie interessant, aber auch zugleich ein Fremdkörper. Nichtsdestotrotz mischte ich mich schnell unter die Leute, wurde öfters selbst für einen Arrestanten gehalten, spielte eine Runde Basketball mit oder startete ein Gespräch mit denen, die auch in diesem Kosmos eher Einzelgänger waren. Manchmal entstanden in diesem Kontext richtig gute Gespräche.

Mein Highlight der Besuche war aber die anschließende Gesprächsrunde, zu denen ich die Jugendlichen lud. Eine Stunde lang redeten wir über alles, was ihnen am Herzen lag, denn die Themen, um die es gehen sollte, durften sie selbst bestimmen. Hauptsächlich ging es um Themen wie Ideale, Süchte, langfristige Ziele, wie sie Ordnung in ihr Leben bekommen können und wie man mit der Situation, in so einer Arrestanstalt zu sein, umgehen sollte. Nicht so selten ging es auch um Gott und wie einem Religion in schwierigen Situationen Halt geben könnte.

Die Offenheit und Aufgeschlossenheit der meisten Jugendlichen beeindruckten mich tiefgehend. So manche Vorurteile, die ich über „Knastis“ hatte, musste ich grundlegend revidieren und

einige strikte Moralvorstellungen aufgeben, um den Menschen hinter den Arrestanten besser sehen zu können. Viele der Insassen waren junge, aufgeweckte, ehrliche Menschen, die etwas vom Leben wollten, aber auch einsehen mussten, dass es gerade in eine Richtung ging, die sie so eigentlich nicht wollten. Im Austausch mit den Jugendlichen dort wurde mir immer klarer be-

wusst, dass ich als Ordensmann auch nicht besser oder schlechter als einer von ihnen bin. Ich darf aber dankbar sein, dass mein Leben an den entscheidenden Stellen eine Richtung genommen hat, die mich glücklich sein lässt und aus der auch eine Verantwortung für andere Menschen erwächst. Mit anderen Worten: Die Jugendlichen im Arrest haben mich meiner Berufung



zum Jesuiten näher gebracht.

Als ich später nach München kam, um mit meinem Philosophiestudium zu beginnen, wurde der neue Ort meines Nebenexperiments ein Flüchtlingswohnheim, das vom Flüchtlingsdienst der Jesuiten betrieben wird. Freitagnachmittags half ich den Kindern der Unterkunft bei ihren Hausaufgaben und spielte anschließend mit ihnen.

Aufgrund des schönen Wetters

im Sommersemester wurde die Hausaufgabenhilfe immer mehr zur spielerischen Nachmittagsgestaltung mit den Kindern, von denen die meisten im Grundschulalter waren.

Die ganze Woche beschäftigte ich mich mit hochspekulativen und schwierigen philosophischen Konzepten. Dann kam der Freitag und ich wurde durch das Spielen mit den Kindern auf ganz andere Weise gefordert. Dort kann man sich nicht hinter Konzepten und schönen Worten verstecken, sondern die Kinder merkten, ob ich gerade authentisch da war und sie einfach so mochte, wie sie gerade da sind. Während ich also unter der Woche im Denken geschult wurde, ging ich am Freitagnachmittag in die Herzensschule bei

den Kindern in der Unterkunft.

Anfangs ertappte ich mich dabei, wie ich „politisch“ an dieses Nebenexperiment heranging. Ich sagte mir, wie wichtig es denn sei, gerade in dieser Zeit zu Flüchtlingen zu gehen. Die Kinder aber sahen sich selbst nicht besonders als Flüchtlingskinder aus Syrien, Eritrea oder Afghanistan, sondern einfach als Kinder.

Am Freitag wurde ich durch das Spielen mit den Kindern auf ganz andere Weise gefordert.

Ähnlich wie die Jugendlichen im Arrest lehrten die Kinder im

Flüchtlingsheim mich, sie jenseits der politischen Diskurse einfach als Kinder zu sehen.

Letztlich ist wohl genau das der Sinn der Nebenexperimente, dass wir uns durch den Kontakt mit Menschen, die am Rand stehen und mit denen wir sonst nichts zu tun haben, anfragen lassen. Wenn wir aus unseren selbstgebaute Blasen ausbrechen, kann es sein, dass so manche vereinfachenden Konzepte und Vorurteile auseinanderbrechen. Genau das hilft mir aber wieder, offener und damit liebevoller auf meine Mitmenschen zuzugehen. Insofern hoffe ich, auch so ein Jesuit zu werden, der sich das Nebenexperiment auch nach der Ausbildung erhält.



P. Christian Marte SJ

ist Rektor des Jesuitenkollegs und der Jesuitenkirche in Innsbruck.

ICH WAR IM GEFÄNGNIS

Seelsorge in einer außerordentlichen Lebenssituation

Seit Juni 2018 bin ich als Gefängnis-kaplan regelmäßig in der Justizanstalt Innsbruck tätig. Es gibt dort 500 Häftlinge und die entsprechende Anzahl an Justizwachebeamten.

Das Gefängnis in Innsbruck liegt etwas außerhalb der Stadt. Mit dem Auto ist es gut erreichbar. Die Beamten an der Torwache kennen mich schon und lassen mich durch in den Besucherbereich.

Dort erwartet mich der Gefängnis-seelsorger, bei dem sich schon mehrere Insassen zum Gespräch mit einem Priester angemeldet haben. In einem Raum kann ich alleine mit den Gefangenen sprechen; die Überwachung erfolgt durch eine Kamera, jedoch ohne Tonübertragung.

Die Häftlinge kommen aus fast allen Ländern der Erde. So ist zuerst eine Sprache zur Verständigung zu finden. Meistens möchte jemand sein Herz ausschütten, entweder in einem seelsorglichen Gespräch oder auch in einer sakramentalen Beichte. Manchmal spende ich auch das Sakrament der

Krankensalbung.

Die Sorgen der Gefangenen sind sehr unterschiedlich. Wenn jemand zum ersten Mal im Gefängnis ist, dann ist die Umstellung vom Leben in Freiheit schwer. Im Gefängnis ist fast alles genau geregelt. Weil so viele Personen und Nationalitäten auf engem Raum leben, braucht es eine gute „Hausordnung“. Die Unsicherheit darüber, wie es weitergeht, beschäftigt viele: Wie wird der Prozess ausgehen? Wie hoch wird die Strafe sein? Kümmert sich mein

*Ich sehe den Menschen vor mir
und denke mir manchmal:
Es könnte auch ich selbst sein,
der hier sitzt.*

Anwalt wirklich um mich? Dann kommt die Frage nach Kindern, Familie und Freunden. Es kommt auch vor, dass jemand gar niemanden mehr hat: keine Mutter, keine Freundin, einfach niemanden. Existentielle Einsamkeit. Schließlich gibt es immer wieder die Bitte um etwas Geld, um Kleinigkeiten im internen Shop einzukaufen zu können.

Als Priester bin ich ein freundlicher Zuhörer, gebe einen guten Rat und verspreche mein Gebet. Ich sehe den Menschen vor mir und denke mir manch-



mal: Es könnte auch ich selbst sein, der hier sitzt. Das ist vielleicht meine tiefste geistliche Einsicht bei der Arbeit im Gefängnis.

Am Ende der Gespräche beten wir gemeinsam, meist ein Vaterunser und ein Ave Maria. Dann spreche ich einen persönlichen Segen und übergebe ein Bild des lächelnden Jesus von Javier. Bei einem Besuch hat eine Gefangene den Segen erwidert und mir gleich ein Kreuz auf die Stirn gezeichnet. Diese geistlichen Momente sind oft von Tränen begleitet.

Jeden Montag wird um 13.30 Uhr ein Gottesdienst gefeiert, zu dem zwischen zehn und 30 Gefangene – vorwiegend Männer, einige wenige Frauen – kommen. Dazu kommen noch mehrere Justizwachebeamte. Die Gottesdienste werden abwechselnd im katholischen, evangelischen und orthodoxen Ritus gefeiert. Beim katholischen Gefängnisseelsorger laufen die organisatorischen Fäden zusammen. Er organisiert auch verschiedene Musikgruppen,

die bei den Gottesdiensten musizieren. Die Sprache ist auch im Gottesdienst eine Herausforderung. Deshalb ist die Musik wichtig – und auch alle liturgischen Gesten und Möglichkeiten, die die Sinne ansprechen.

Besonders heikel sind Situationen, wo Angehörige von Insassen verstorben sind – und es keine Möglichkeit gibt, am Begräbnis teilzunehmen. Dann feiern wir in der Gefängniskapelle ein Requiem und gedenken der Toten. Das ist immer eine sehr emotionale Sache für alle Beteiligten.

Im Gefängnis wird viel gebetet, wohl auch so viel wie in Krankenhäusern oder Kirchen. In dieser außerordentlichen Lebenssituation wird deutlich, wie fragil unser Leben ist und wie abhängig wir von anderen sind. Dass es Gott geben könnte, dass er etwas mit mir zu tun hat und ich mit ihm: diese Gedanken tauchen bei vielen Häftlingen auf.

Dieser religiösen Seite der Menschen wird auch in Justizanstalten Raum ge-

geben. Es gehört zu den Grundrechten des Menschen, seine Religion auszuüben. Und so können die Seelsorger auch in Justizanstalten tätig sein. In Österreich ist dieser Zugang durch das Konkordat geregelt. Die Leiter der Justizanstalten stehen der Seelsorge positiv gegenüber und machen die meisten Dinge möglich, die wir anfragen. Seelsorge nimmt Hass und Druck weg von den Menschen – und trägt so zum besseren Zusammenleben in der besonderen Gefängnissituation bei.

Ein besonderes Augenmerk braucht die Beziehung zu den Justizwachebeamten, die ja auch täglich ins Gefängnis kommen. Ihr Dienst ist sehr herausfordernd: viele Sprachen, Kulturen, Religionen, Persönlichkeiten. Die Ordnung im Zusammenleben auf beschränktem Raum aufrecht zu erhalten fordert den Beamten viel Geduld und Gespür ab. Auch SozialarbeiterInnen und PsychologInnen sind in den Justizanstalten im Einsatz. Sie erleben, ebenso wie die Seelsorger, die Spannung zwischen großem Gesprächsbedarf der Häftlinge und der real zur Verfügung stehenden Zeit.

Als Jesuit war ich schon in verschiedenen Justizanstalten tätig: in Eisen-

hüttenstadt, in München-Stadelheim, in Wien-Josefstadt und jetzt in Innsbruck. Überall merke ich, dass der (oft recht robuste) Humor eine wichtige Rolle spielt. Es ist gut, wenn die Seelsorger auch diese Seite pflegen!

Gefängnisseelsorger sind nicht naiv. Sie sehen Wirklichkeiten, die andere nur aus den Medien kennen. Auf keinen Fall dürfen die Opfer von Verbrechen vergessen werden. Dazu kommen die Familien – bei den Tätern wie bei den Opfern.

Gesellschaftlich scheint mir wichtig, dass wir die Menschen in den Gefängnissen nicht vergessen. Die Insassen nicht, und auch nicht die Beamten dort, die unsere Anerkennung verdienen. Wenn der Gefängnisaufenthalt einen Neubeginn ermöglicht, dann ist das das Beste, was man sich erhoffen kann.

Es ist gut, wenn einige Jesuiten in der Seelsorge dabei mithelfen. Es steht in unserem Gründungsdokument, der Formula Instituti, und der hl. Ignatius hat es uns schon in die Satzungen geschrieben (Sa 650). Und es steht im Evangelium: „Ich war im Gefängnis und ihr seid zu mir gekommen.“ (Mt 25,36).

*Es wird deutlich,
wie fragil unser Leben ist
und wie abhängig wir
von anderen sind.*

fängnissen nicht vergessen. Die Insassen nicht, und auch nicht die Beamten dort, die unsere Anerkennung verdienen. Wenn der



MDTWN



MHTTN

Midtown / Manhattan / W24 th Street.
The Garment District, NYC.

MEXICO





P. Wolfgang Dolzer SJ

ist Studierendenseelsorger in der Katholischen Hochschulgemeinde in Graz.

HEIL STERBEN

Das Leben als einmaliges Geschenk begreifen lernen

Meine Mutter Christine starb mit 46 Jahren am 25. Jänner 1987. Sie hatte Krebs. Von der Diagnose bis zu ihrem Tod verging nicht einmal ein Jahr. Ich studierte damals Philosophie in München. So gut es ging, verbrachte ich Zeit zu Hause in Linz, wo meine Mutter ihre Therapie hatte. Ihr Zugehen auf den eigenen Tod beeindruckte mich. Sie bereitete sich bewusst darauf vor, nahm Abschied von allem, was ihr lieb war. Ihr Glaube, dass alles letztlich von Gott begleitet ist, stärkte mich. Dietrich Bonhoeffers Satz: „Von guten Mächten treu und still umgeben, behütet und getröstet wunderbar, so will ich diese Tage mit euch leben und mit euch gehen in ein neues Jahr.“, war ihr tägliches Gebet.

Mein Schmerz über ihre unheilbare Krankheit und ihr Leiden war riesig. Hilflosigkeit fühlte ich, Zorn und Wut in der Auflehnung gegen Unabänderliches. Trauermomente flammten auf, zeigten sich urplötzlich. Am Tag vor ihrem Tod konnte ich noch mit ihr reden. Diese Zeit gehört zu den kostbaren Momenten meines Lebens. Sie starb heil, versöhnt.

Trauer erfasste mich nach ihrem

Tod, ein tiefsitzender Schmerz im Brustbereich. Meine Oma sagte beim Begräbnis, dass es das Schwierigste für eine Mutter sei, dem eigenen Kind ins Grab nachschauen zu müssen. Für mich als Sohn war es aber auch schwer. Ich dachte, wo sollte der Unterschied sein? In der Intensität der Trauer? Elisabeth Kübler-Ross' Bücher mit Beschreibungen der Trauerphasen begleiteten mich. Ich trauerte, weinte und suchte mir Hilfe bei Freunden.

Mein Leben ohne Mutter fühlte sich leer an. In mir reifte der Gedanke, mein pharmazeutisches Wissen einzusetzen, um das Leiden Schwerkranker und Sterbender lindern zu können. Ich beschäftigte mich mit Palliativmedizin. Ihre Begründerin Cicely Saunders sagt: „Nicht dem Leben mehr Tage hinzufügen, sondern den Tagen mehr Leben geben“. Ziel sei die bestmögliche Erhaltung der Lebensqualität, Nähe, Linderung von Schmerzen und anderer Symptome.

Habe ich in der Begleitung meiner Mutter genug getan? Die Ärzte? Ich fühlte Zorn auf das Spital, in dem meine Mutter verstorben war. Erst Jahre später konnte ich dieses Haus versöhnt



betreten. Meine Erfahrungen waren Basis für meinen späteren Umgang mit Sterben und Trauer in zwei unterschiedlichen Hospizen: auf der Missionsstation Maria Ratschitz, einem Hospiz für Aids-Kranke in Südafrika, und die letzten Jahre im Hospiz an der Kettenbrücke in Innsbruck.

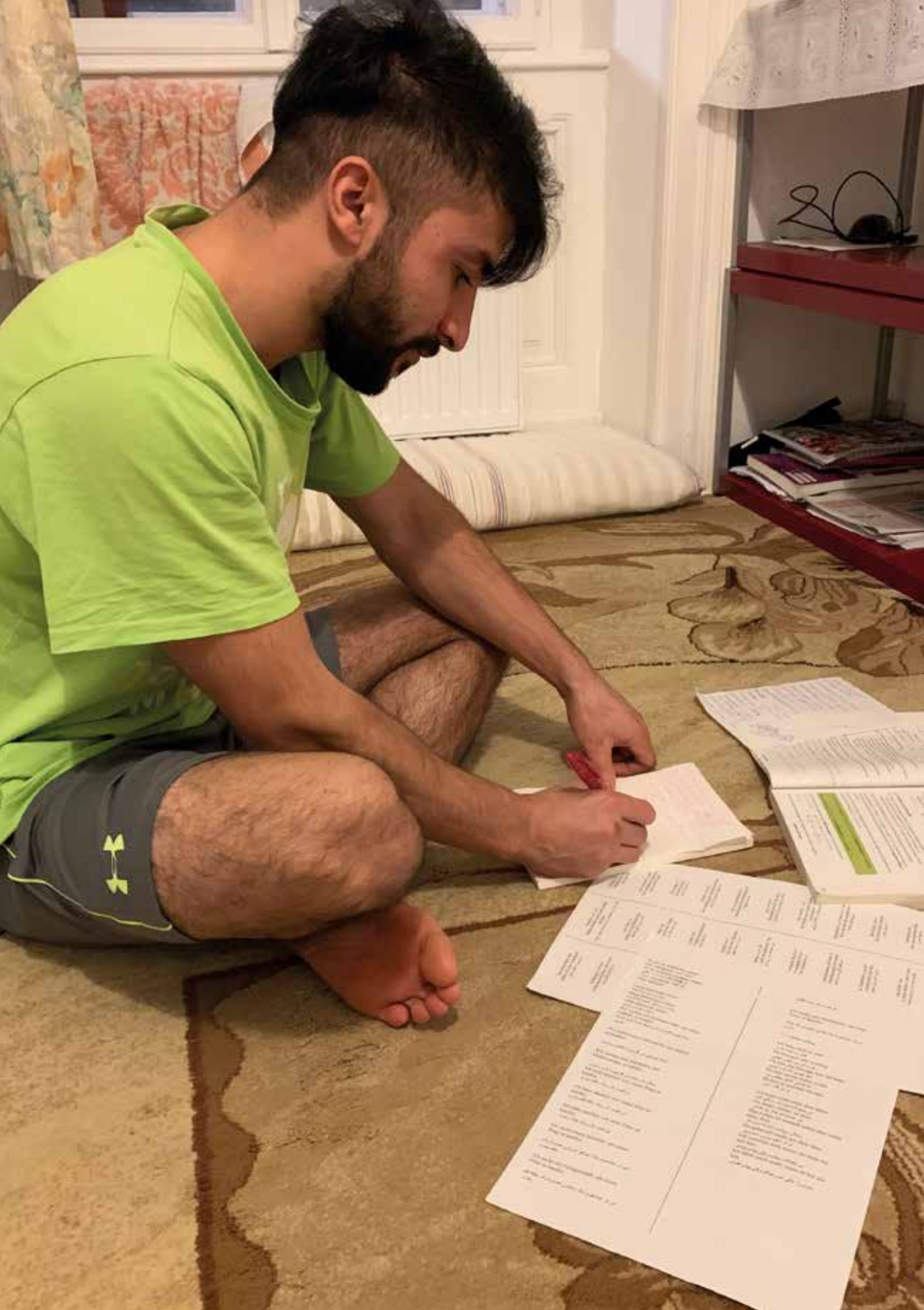
Die Zeit mit den Aids-Erkrankten bereicherte mich. Ich sah das Leben von da an als einmaliges Geschenk. Bis zu sieben Patienten konnten im einfachen Hospiz in Kwa-Zulu-Natal in Südafrika leben. Es waren Menschen aller Hautfarben. Was ich an Leid sah, machte mich oft sprachlos. Ich fragte nicht, wo die Ansteckung herkam, sondern versuchte den Menschen vor mir zu sehen und zu verstehen. Ich knüpfte Kontakte, hörte zu, begleitete sie im Team beim Sterben.

Berührend fand ich das Räuchern mit Weihrauch nach einem Todesfall. Der war nie Zufall, sondern absehbar. Mit einer Schale in Sichelform beweihräucherte ich alle, von Kopf bis Fuß. Dazu wurde gebetet und Weihwasser

gesprengt. Die Begräbnisse am Friedhof Maria Ratschitz waren meist lang, fast zeitlos, von lauten Trauergesängen der Frauen begleitet, von Tränen und dem typischen Tanzen im Gottesdienst.

Im Innsbrucker Hospiz berührten mich die Atmosphäre, die Präsenz und die Feinfühligkeit des Pflorgeteams. Beeindruckend fand ich die Gottesdienste auf der Station, besonders vor Ostern. So mancher der Mitfeiernden war da Jesus Christus sehr nahe. Die Messe war musikalisch gestaltet für alle, mit Chor und Instrumenten. Ich meine, Worte beim Sterben wiegen viel, Gebete können heilend sein. Wichtig sind auch Berührungen und Gesten, Segnen mit dem Kreuz, das Salben mit dem Öl für Kranke sowie Kerzenlicht und Weihwasser.

Ich bin allen Sterbenden, denen ich je begegnet bin, dankbar für das Geheimnis, an dem sie mich teilhaben ließen. Manche lehrten mich heiles Sterben und heilsame Trauer.





P. Markus Inama SJ

ist Superior der Wiener Jesuiten und Vorstandsmitglied von Concordia Sozialprojekte.

KINDER AM RAND

Jungen Menschen auf Augenhöhe begegnen

Im Speisesaal des Studentenheims Canisiusgasse in Wien fiel mir kürzlich ein Wandgemälde im Nazarener Stil auf. Es ist eine Darstellung der wunderbaren Brotvermehrung. Im Zentrum des Bildes steht Jesus, der seine Hände segnend über einen Teller mit fünf Broten und zwei Fischen hält. Vor Jesus kniet mit Respektabstand ein Junge, der den Teller mit Broten und Fischen in die Höhe hält, während er seine Augen demütig auf den Boden richtet.

Bei dem Anblick packte mich Wut. Ich bin überzeugt, dass Jesus jungen Menschen nicht auf diese Weise begegnet ist. Er hat sich immer wieder von seinen Zeitgenossen – auch von seinen Jüngern – abgehoben, wenn es darum ging, Kindern und jungen Menschen auf Augenhöhe zu begegnen. Er nahm Kinder in seine Arme und segnete sie. Er stellte ein Kind in die Mitte seiner Zuhörerschaft und meinte, wenn ihr nicht wie die Kinder werdet, kommt ihr nicht in das Reich Gottes. Das Nazarener-Bild hingegen veranschaulicht,

welche Rolle Kindern nicht nur im 19. Jahrhundert in der Kirche und im Gottesdienst zugeteilt worden ist. Sie spielten in der Welt der Erwachsenen eine untergeordnete Rolle. Mit Jesu Zugang hat das nichts zu tun.

Auch heute gibt es immer wieder Tendenzen, Kinder im Alltag unsichtbar zu machen und an den Rand zu drängen. Mit Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern im Concordia Sozialprojekt ergeben sich hin und wieder Diskussionen über Bibelstellen, in denen Gewalt oder Bestrafung vorkommen. Viele Kinder, die wir in unserem Sozialprojekt

unterstützen, sind traumatisiert, weil sie in ihren Familien, auf der Straße oder in anderen Heimen Gewalt

erfahren haben. Wieso braucht es in der Bibel auch noch bedrohliche Szenarien?

Eine Erklärungsmöglichkeit ist, dass Jesus eine umgekehrte Hierarchie angewendet hat. Seine Rede wurde umso schärfer, je mächtiger und eingebildeter die Menschen waren, mit denen er

*Bei dem Anblick packte mich Wut.
Ich bin überzeugt, dass Jesus
jungen Menschen nicht auf
diese Weise begegnet ist.*



zu tun hatte. Es gehört für mich zu den beschämendsten Erfahrungen in der Kirche, dass Menschen, die Macht über Kinder haben, diese Stellen, die eigentlich an sie selbst gerichtet sind, dazu verwenden, um Kinder einzuschüchtern und Druck auszuüben.

Angesichts des Missbrauchsskandals wird viel über den wirksamen Schutz von Kindern gesprochen. Bei Concordia machen wir uns über unsere pädagogischen Ansätze Gedanken und wir organisieren Fortbildungen für unsere Teams. Bei einem Workshop laute-

Die Frage, was wir für den Schutz der Kinder innerhalb der Familie oder innerhalb von Organisationen, in denen Kinder untergebracht sind, tun können, ist unterbelichtet.

te der Titel eines Vortrags: „Das Kind in der Mitte – Auf der Suche nach einer kinder-zentrierten christlichen Theologie angesichts des Missbrauchs von Minderjährigen.“ Beim genaueren Studium verschiedener Enzykliken fällt auf, dass Kinder vor allem unter drei Blickwinkeln gesehen werden: die religiöse Erziehung der Kinder; der Schutz von Kindern in der Familie oder in (religiösen) Einrichtungen vor Außenstehenden; der Schutz des ungeborenen Kindes. Dazu drei kritische Anmerkungen: Ich denke, es entspricht nicht



der biblischen Botschaft, wenn wir die Kindheit als eine bloße Durchgangsphase zu voller spiritueller Reife sehen.

Die Frage, was wir für den Schutz der Kinder innerhalb der Familie oder innerhalb von Organisationen, in denen Kinder untergebracht sind, tun können, ist unterbelichtet. In manchen Kreisen ist der Eifer, mit dem das ungeborene Leben verteidigt wird, um ein Vielfaches größer, als der Eifer für den Schutz gefährdeter Kinder.

Vor Kurzem habe ich einen österreichischen Jugendlichen kennen gelernt, der im Concordia Sozialprojekt in Sofia ein Freiwilliges Soziales Jahr absolviert. Er spricht perfekt Bulgarisch, weil er bulgarische Wurzeln hat und seine Ferien öfters bei seiner Oma verbracht

hat, die in Sofia lebt. Nach der Matura entschied er sich, für junge Menschen da zu sein, die aus einer völlig anderen Welt kommen und von denen er bis zu dem Zeitpunkt nur gehört hatte. Er hat diesen Schritt nicht bereut. Für die Jugendlichen aus den Armenvierteln ist er ein wichtiger Ansprechpartner, für unser Team eine wertvolle Stütze. Für mich ist er ein Vorbild, wie der Weg zu einem menschlichen Miteinander gelingen kann.

► **LESETIPP**

Markus Inama: Der Hoffnung ein Zuhause geben. Die vergessenen Kinder von Sofia. Verlag Styria, 2017



DER PROVINZIAL

P. Bernhard Bürgler SJ

Liebe Freundinnen und Freunde der Gesellschaft Jesu!

Für Ignatius von Loyola war er sehr wichtig, der Kontakt mit den Armen.

Beginnend mit seinem Aufbruch in Loyola, nach seinem Entschluss, Jesus nachzufolgen, bis in seine Zeit in Rom, als General der von ihm gegründeten Gemeinschaft, suchte er die physische und affektive Nähe zu Menschen am Rande, zu Notleidenden, Gefangenen, Kranken und Sterbenden. Er begibt sich bewusst an Orte, wo sie leben, er sorgt für sie, er unterstützt sie. Er dient ihnen. In ihnen begegnet er Christus.

Was für ihn wichtig war, das legt er auch seinen Gefährten ans Herz. In der „Formula Instituti“, dem Gründungsdokument unseres Ordens, lesen wir davon. Die Gesellschaft Jesu ist dazu errichtet worden, „um besonders auf die Verteidigung und Verbreitung des Glaubens und den Fortschritt der Seelen in christlicher Lebensführung und Lehre abzu zielen durch öffentliche

Predigten, Vorträge und jedweden anderen Dienst des Wortes Gottes und die Geistlichen Übungen ...“. Aber, gleich nachher, in einem Atemzug sozusagen, heißt es: „und um nichts weniger soll sie sich zur Versöhnung von Zerstrittenen und zur frommen Unterstützung und zum Dienst für die, die sich in Kerkern oder Spitälern befinden, und zur Ausübung der übrigen Liebeswerke ... als nützlich erweisen.“

Die Beziehung zu den Armen ist eine bleibend wichtige Dimension unseres Lebens und unserer Arbeit. Nicht nur während der Ausbildung, auch nachher, neben ihrer Hauptaufgabe, als Nebentätigkeit sozusagen, sind viele Mitbrüder in Kontakt mit armen Menschen. Das „hilft, die Grenzen unserer sozialen Herkunft zu überwinden und unsere Solidarität und bevorzugte Liebe zu ihnen zu stärken.“ (Peter Hans Kolvenbach).

IMPULS

Papst Franziskus hat zu Pfingsten 2018 vierzehn neue Kardinäle ernannt, viele davon aus Randgebieten. Darunter Toribio Ticona, emeritierter bolivianischer Bischof aus einer ländlichen, armen Gegend, der – bevor er Bischof wurde – Landarbeiter, Schuhputzer, Bergmann, Maurer und Zeitungsverkäufer war. Ich begegnete ihm mehrmals und erinnere mich besonders an eine Gelegenheit, bei der er mich zu einem Treffen der Basisgemeinden im Bergbaubezirk Siglo XX einlud. Toribio war der, der bei Tisch servierte.

Viele werden über diese Ernennung überrascht gewesen sein, die mit dem traditionellen Bild von Kardinälen als Kirchenfürsten bricht. Sie ist aber kein Zufall. Sie ist eine Antwort aus der Sorge von Franziskus um eine Reform der Kirche, zu einer armen Kirche für die Armen zurückzukehren, zu einer Kirche, die an die Peripherien geht und ein Feldlazarett wird, in dem die Hirten weder Vorarbeiter noch Feudalherren sind, sondern Diener, die „nach Schaf riechen“, die mit dem widerspenstigen Klerikalismus Schluss machen und eine Kirche als Gottes Volk bauen.

Diese Ernennung ist auch eine Kritik an einer Gesellschaft, die Mauern errichtet, um sich vor den armen Migranten zu schützen und in der der Vertreter des mächtigsten Landes die ausländischen Migranten „Tiere“ nannte. Vor dieser falschen und ungerechten Welt bedeutet die Ernennung von Toribio, dass es wichtigere Werte im Leben gibt wie Ehrlichkeit, Arbeit, Einfachheit, Gerechtigkeit und Solidarität mit den Armen.

Schließlich erinnert uns diese Ernennung an das Evangelium Jesu, der gekommen ist, nicht um bedient zu werden, sondern um zu dienen, der die Füße der Jünger gewaschen und gesagt hat, dass die Wichtigsten im Reich Gottes die Kleinen und die Armen sind.

*P. Victor Codina SJ (aus dem Spanischen
übersetzt von Liliana Ojeda)*



AUS UNSEREM ORDEN

GRAZ

Neben unseren normalen Tätigkeiten war die Adventzeit geprägt durch die Rorate-Messen in der Leechkirche und deren Vorbereitung mit einigen Studierenden. Hinzu kamen noch ein Einkehrtag für das Stift Rein und die Begleitung der Jahrexerzitionen der Seminaristen durch **P. Thomas Neulinger** in Maria Luggau und **P. Anton Witwer** in St. Lambrecht. Am 21. Dezember trafen sich Alt-Kalksburger zu einer Eucharistiefeier mit **P. Wolfgang Dolzer** und einem anschließenden Erfahrungsaustausch, zu dem auch **P. Michael Zacherl** gekommen war.

INNSBRUCK, KOLLEG

Am 4. Dezember gab es im Leo-Kino die gutbesuchte Premiere eines Films über die Innsbrucker mk in der Zeit von P. Sigmund Kripp: „mk – Wohnzimmer einer Generation“. Neben vielen „Altmk-lern“ kamen auch heutige Mitglieder der mk, zusammen mit dem derzeitigen Leiter **P. Helmut Schumacher**. Über 120 Weihnachtspakete wurden in der Jesuitenkirche für die Gefangenen in der Justizanstalt Innsbruck gesammelt. **F. Moritz Kuhlmann** und **P. Christian Marte** haben die Pakete zu Weihnachten persönlich zu den Gefangenen in die Zellen gebracht. Am 26. Dezem-

ber feierten wir den 90. Geburtstag von **P. Otto Muck**. Zu seinen Ehren hielt am 30. Jänner **P. Patrick Riordan** von der Universität Oxford die Aquinas Lecture an der Theologischen Fakultät. Am 23. Jänner besuchten wir die Synagoge in unserer Nachbarschaft.

INNSBRUCK, CANISIANUM

Im Dezember verabschiedeten wir zwei unserer chinesischen Studenten, die beide nach erfolgreicher Defensio ihrer Doktorarbeit in die Heimat zurückkehrten. Am 13. Dezember feierte die Gemeinschaft des Canisianums ihren jährlichen Adventabend für Alt-Canisianer, Wohltäter und Freunde des Hauses. Eine Vesper und das Singen von Weihnachtsliedern aus Afrika, Indien und der Ukraine gingen über in ein stimmungsvolles Beisammensein. Viele unserer Studenten waren während Weihnachtsfeiertage in ihren Patergemeinden im pastoralen Einsatz. Im Jänner gestaltete Frau Lioba Hesse unseren Einkehrtag. Im Februar leitete **P. Josef Thorer** zwei Exerzitionskurse für Canisianer und Seminaristen.

LINZ/STEYR

Auf der Fahrt von Linz nach Steyr verunglückte **P. Paul Mühlberger** am 18. Dezember tödlich. Unter großer Be-

teilung feierten wir am 28. Dezember in der Ignatiuskirche das Requiem für ihn. Durch den Einsatz von **P. Erich Drögsler** konnte in der Marienkirche der Weihnachtsfestkreis liturgisch ohne große Einschränkungen gefeiert werden. Zu einem Einkehrhalbtage besuchte uns am 7. Dezember der Bischofsvikar für die Ordensgemeinschaften, Dr. Adolf Trawöger. Bezaubernde Klänge der Brucknerorgel und meditative Texte zum Thema „Stille“ hörte man an den Mittwochabenden im Advent in der Ignatiuskirche. Zusammen mit einer Asylantenfamilie, die bei uns wohnt, haben wir den Weihnachtsabend verbracht. In den Weihnachtsferien begleitete **P. Johannes Herz** Exerzitionen im Haus, **P. Josef Kazda** auswärts.

NÜRNBERG, NOVIZIAT

Der Dezember begann für beide Jahrgänge mit Exerzitionen. Weitere Themen waren die Auseinandersetzung mit der Ignatianischen Pädagogik sowie mit jesuitischen Heiligen. Für die zweijährigen Novizen begann das neue Jahr mit dem „Formation Gathering“ der jungen Jesuiten in Bad Schönbrunn in der Schweiz. Den Jänner und Februar verbrachten die Novizen dann in ihren jeweiligen Sozial- und Pastorexperimenten.

WIEN

Standort Wien I

In den letzten Monaten begleiteten die Bauarbeiten unser Alltagsleben. Mag. Martin Tanzer trägt einen Löwenanteil an diesen Umbauarbeiten. Seit Anfang Dezember sorgt ein neues Küchenteam für das leibliche Wohl der Jesuiten. Die Hausbibliothek, unter der Leitung von **P. Alois Riedlsperger** und Frau Isabella Zöchling, wird neu aufgestellt. **Martin Pucher**, einer unserer Novizen, lebt während der Zeit seines Experiments bei Concordia Sozialprojekte Wien im Jänner und Februar in unserer Kommunität.

Standort Wien XIII

Kardinal König Haus

P. Josef Maureder nahm an einem internationalen Treffen von Exerzitionsleiterinnen in Barcelona teil. Während seines Praktikums in einem Pflegeheim der Caritas Socialis war der Novize **Daniel Weber** zwei Monate zu Gast in unserer Kommunität. **P. Friedrich Prassl** wirkte bei drei konfessionsverbindenden Ehevorbereitungskursen im Evangelischen Zentrum und im Kardinal König Haus mit. Mehrere Mitbrüder nahmen am Pfarrball teil. **P. Prassl** wurde als Mitglied der Kardinal-König-Stiftung berufen.

P. Paul Mühlberger SJ
(1935–2018)



Geboren am 29. Dezember 1935 in Wien, kam Paul Mühlberger 1950 an das damals neu eröffnete Collegium Aloisianum auf dem Freinberg in Linz. Nach der Matura 1958 wurde er in St. Andrä im Lavanttal ins Noviziat der Jesuiten aufgenommen. Es folgte das Studium der Philosophie in Pullach bei München. Von 1963 bis 1966 wirkte er erstmals als Erzieher auf dem Freinberg. Neben dem Studium der Theologie absolvierte er anschließend in Innsbruck das Lehramtsstudium in Musikerziehung. Am 29. Juni 1969 wurde Paul Mühlberger in Innsbruck zum Priester geweiht und kehrte ein Jahr später nach Linz zurück. Die folgenden 30 Jahre waren seiner Aussage nach die erfülltesten seines Lebens.

Neben den Aufgaben im Aloisianum als Lehrer für Religion und Musikerziehung, Spiritual und Rektor der Maximi-

lianskirche, war P. Paul Mühlberger an der Krankenhauskirche der Elisabethinen seelsorglich tätig und machte viele Aushilfen in der Pfarre Hellmonsödt. In all den Jahren gestaltete er zahlreiche Ferienunternehmungen mit Schülern und war seit 1991 auch Verbindungsseelsorger des Mittelschüler-Kartellverbandes.

Als P. Paul Mühlberger im Jahre 2000 als Gymnasialprofessor in den Ruhestand trat, begann er im Alten Dom mitzuarbeiten. 2009 übersiedelte er als Kirchenrektor und Minister der Jesuitenkommunität nach Steyr an die Marienkirche. Auf der Fahrt von Linz nach Steyr verstarb er am 18. Dezember bei einem Verkehrsunfall. In der Krypta der Ignatiuskirche/Alter Dom fand er seine letzte Ruhestätte.

R. I. P.

BUCHTIPP

Wenn meine Art und Weise, über meine Erkrankung nachzudenken, Fragen aufzuwerfen, nach Hoffnungsworten zu suchen, anderen helfen kann, mit sich und ihrer Erkrankung besser zurecht zu kommen, dann hat dieses Buch einen Sinn“ (9). Es hat einen Sinn! Das kann man dem Autor des Buches, dem Jesuiten Andreas Batlogg, uneingeschränkt bestätigen. Die Lektüre wird für viele Menschen eine Hilfe sein, mit ihrer Erkrankung oder der eines nahestehenden Menschen besser zurecht zu kommen. Es ist ja auch kein Zufall, dass der Autor durch seinen erfahrenen Vertrauensarzt zum Schreiben ermutigt wurde: „Das wird dir helfen, du wirst sehen“ (48). Es ist ein sehr nachdenkliches, kritisch fragendes, aber auch humorvolles Buch. Das Buch berührt, berührt an manchen Stellen so sehr, dass es schmerzt (61). Denn Batlogg schreibt aufrichtig, ungeschminkt offen. Dabei ist er sich selbst bewusst, dass er sich auf einer Gratwanderung befindet, als einer, der über sein eigenes Leiden schreibt. „Schreibe ich zu schnell? Zu oberflächlich? Verliebe ich mich in gute, ansprechende Formulierungen?“ (165). Der Autor kennt die journalistischen Versuchungen und er versucht, ihnen zumindest nicht blind zu erliegen. „DURCHKREUZT“ ist ein spirituelles Buch im besten Sinn des Wortes. Der klar identifizierbare, theologisch reflektierte eigene Standpunkt wirkt nie vereinnahmend, sondern atmet eine einladende Weite. Wie eine Kurzfassung des Buches erscheint mir das Resümee: „Die Diagnose Krebs durchkreuzt Lebenspläne. Sie erzwingt ein Umdenken. Ob daraus wirklich eine Schule des Lebens wird, hängt jedoch davon ab, ob man seine Krankheit akzeptiert“ (111). Batlogg beschönigt nicht. Er verschweigt nicht, wie schwierig es ist, an diesen Punkt zu gelangen. Nicht zuletzt deshalb ein hilfreiches Buch!

P. Klaus M. Schweiggel SJ



Andreas R. Batlogg: DURCHKREUZT – Mein Leben mit der Diagnose Krebs. Tyrolia-Verlag 2019, 192 S., Euro 19,95 [A]



FE Y ALEGRÍA IN AFRIKA

Mit der Ausbildung spielt man nicht

Mag. Katrin Morales

ist Geschäftsführerin der Jesuitenmission Österreich.

Mit der Ausbildung spielt man nicht, sagt meine Mama, denn Bildung ist mein Schatz für die Zukunft.“ Deshalb marschiert die 12-jährige Marie Claudia in der Früh eine Stunde lang in die Schule, ins Fe y Alegría-Zentrum in Ikalamavony, Madagaskar.

Die Lebenswirklichkeit von Alltag in Madagaskar verschwindet leicht in dem Bild einer paradiesischen Insel. Als geopolitisch uninteressantes Gebiet sind der Hunger, die Korruption, Epidemien und die negativen Auswirkungen des Klimawandels auf die vorwiegend ländliche Bevölkerung der weltweit viertgrößten Insel selten Thema internationaler Politik. Angesichts überschwemmter Straßen, vom Aussterben bedrohter Arten und sozialer Ungleichheit bietet Bildung die Chance auf Entwicklung und nachhaltige Zukunft. Aber Bildung ist nicht selbstverständlich, oft braucht es großen Einsatz, damit Schule möglich wird.

91% der Bevölkerung müssen mit weniger als 2 Dollar pro Tag auskommen, nur 13% haben Zugang zu Elektrizität und 50% leiden unter Mangelernährung. Hunger lässt die Menschen für Krankheitsepidemien wie die Pest anfälliger werden. Durchschnittlich drei Naturkatastrophen treffen Mada-

gaskar jedes Jahr. Die Möglichkeiten und das Wissen für Prävention und Umgang mit den Auswirkungen sind gering. Das führt wieder zu verstärkter Nahrungsmittelunsicherheit und zu Hunger. Ein Teufelskreis.

Der Bedarf an Schulbildung und an Bewusstseinsbildung für einen guten Umgang mit der Umwelt gehen Hand in Hand. Alphabetisierung für die Umwelt, dafür setzt sich Rassoa, eine der Lehrerinnen von Fe y Alegría, ein. Sie führt die Schule in Ikalamavony und hält die Schule gleichzeitig mit einkommensgenerierenden Projekten gemeinsam mit ihren SchülerInnen am Laufen. Produkte aus der eigenen Hühnerzucht, Fischzucht und einem Garten werden verkauft. Und nebenbei werden auch noch Bäume gepflanzt und so ein Beitrag und Zeichen gegen die Abholzung gesetzt.

In einem Umfeld, in dem die Sorge darum, das Nötigste zum Essen und Leben zu haben, über allem steht, können Spielen und Lernen für Kinder keine Priorität haben. Frühe Heiraten und Schwangerschaften sind an der Tagesordnung, 37% der Mädchen zwischen 15 und 19 Jahren haben bereits ein Kind auf die Welt gebracht. Auch hier kann eine fundierte Schulbildung einen Beitrag zur Veränderung leisten.



„Mein Traum ist es,“ erzählt Rosa, eine Lehrerin, die ihre Ausbildung selbst unterbrechen musste, weil sie von ihren Eltern verheiratet wurde, „dass alle Mädchen, die ich unterrichte, ihre Ziele erreichen und niemand die Ausbildung abbrechen muss.“

Sich für Entwicklung engagieren, die nicht nur ihr selbst, sondern der ganzen Dorfgemeinschaft weiterhilft, möchte auch Lydia. Sie ist Lehrerin geworden, um zur Formung und Bildung in ihrem Dorf beizutragen. „Wir haben jetzt mehr Leute mit Bildung im Dorf, und unser Dorf hat sich weiterentwickelt. Auch die Diebstähle sind zurückgegangen, weil zur intellektuellen Bildung auch die moralische Formung dazukommt.“

Das Projekt Fe y Alegría, Glaube und Freude, oder vielleicht treffender übersetzt Glaube und Fröhlichkeit, hat Form angenommen in Afrika und Fuß gefasst. Zwei Schulnetzwerke im Tschad, die Volksschulen, Vorschulen,

höhere Schulen und Berufsausbildung umfassen, sind nur ein Beispiel dafür. Insgesamt 42 Schulen in Madagaskar und 24 Schulen in der Demokratischen Republik Kongo, immer begleitet von Maßnahmen zur LehrerInnenausbildung und dem Versuch, den Erhalt der Schulen mit einkommensgenerierenden Projekten zu sichern, kommen noch dazu.

Die Zusammenarbeit und Vernetzung, der Austausch zwischen den Beteiligten wächst, eine Fe y Alegría-Afrika-Kommission wurde gegründet, um die einzelnen Initiativen zu koordinieren und die Qualität der Arbeit zu garantieren. Voneinander und miteinander lernen, was es in den unterschiedlichen afrikanischen Kontexten braucht, um auch Menschen am Rand Zugang zu Bildung mit Qualität zu ermöglichen. Um die Menschen am Rand in den Mittelpunkt zu stellen. Mit dem, was sie brauchen und wollen, um Protagonisten ihrer Zukunft zu sein.

PROJEKTFÖRDERUNG

Bitte für Fe y Alegría in Afrika

„Ausbildung ist das wichtigste, das ich meinen Kindern geben kann.“ Das sagen viele Eltern der rund 26.000 Schülerinnen und Schüler des Fe y Alegría-Netzwerkes in Afrika. In den mittlerweile 118 Schulen und Bildungszentren in Madagaskar, dem Tschad, der Demokratischen Republik Kongo, Kenia und Simbabwe-Mosambik gibt es das ganze Paket von Fe y Alegría: Nicht nur Lesen lernen, sondern Formung, Ausbildung, die gerade für Mädchen die Lebensperspektive verändern kann. Einbezug der Eltern und der ganzen Dorfgemeinschaft, schließlich soll die Entwicklung allen zu Gute kommen. Ein Erfolgskonzept macht Schule, das Netzwerk und der Austausch innerhalb der afrikanischen Länder und den Fe y Alegrías in Lateinamerika wachsen. Ein gutes Beispiel für Süd-Süd-Kooperation, auch in Zusammenarbeit mit den europäischen

jesuitischen Hilfswerken.

Zugang zu Schulbildung, Schulbildung mit guter Qualität, die ganzheitliche Entwicklung ermöglicht. Auch und gerade für Menschen am Rand, da, wo der Asphalt endet, wie es bei Fe y Alegría heißt. Bitte helfen Sie mit, dass das Fe y Alegría-Netzwerk weiter wachsen kann.

Mag. Katrin Morales

Geschäftsführerin der Jesuitenmission

Spendenkonto

MENSCHEN FÜR ANDERE

AT94 2011 1822 5344 0000

Verwendungszweck: FYA Afrika

Mehr Informationen zu Fe y Alegría finden Sie unter:

www.jesuitenmission.at/projekte



VERANSTALTUNGSHINWEISE

ONLINE-KURS

Grundkurs Ignatianische Spiritualität Fasten- und Osterzeit 2019

10. März bis 2. Juni 2019

Kursleitung: P. Thomas Neulinger SJ,
P. Anton Witwer SJ
weblearning.jesuiten.at

LINZ

Geistlicher Abend

jeden Donnerstag, außer an
Feiertagen und in den Ferien
18.30 Uhr: Stille Anbetung
19.30 Uhr: Eucharistiefeier mit
einem geistlichen Impuls
Leitung: P. Peter Gangl SJ
Ignatiushaus (Alter Dom)
Eingang Domgasse 3, 4020 Linz

WELS

Tage der Achtsamkeit

7. bis 10. März 2019

Den eigenen Wurzeln neu nach-
gehen. Woraus und wofür lebe ich?
www.jesuiten.at

INNSBRUCK

Informationstag für Interessenten am Jesuitenorden

16. März 2019, *Jesuitenkolleg*
Sillgasse 6, 6020 Innsbruck
www.jesuitwerden.org



SAVE THE DATE

INNSBRUCK

MAGISFESTIVAL

Ein Festival für alle zwischen 15 und
30 Jahren

29. Mai bis 2. Juni 2019

Magis – mehr. Nicht quantitativ, son-
dern qualitativ. Mehr Leben.

Vier Tage in einer jungen Gemein-
schaft. Das Jugendzentrum
der Jesuiten in Innsbruck – die „mk“ –
freut sich auf dich!

www.mk-innsbruck.at/magis

INNSBRUCK

Fest der Wissenschaft in der Universitätsstraße aus Anlass „350 Jahre Uni Innsbruck“

14. bis 16. Juni 2019

Programm in der Jesuiten-/
Universitätskirche, im Jesuitenkolleg
und im Canisianum.

www.uibk.ac.at/350-jahre/jubilaem/

Weitere Veranstaltungen finden Sie auf unserer Homepage www.jesuiten.at

www.jesuiten.at

